

Sein Ideal

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 4

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747827>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

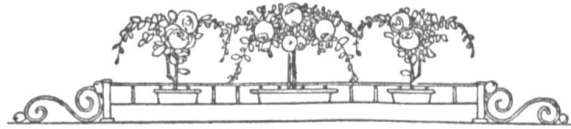
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

haben, sondern die Kunst üben, durch große Ideen und erweckliche Arbeit die pueri zu juvenes zu machen. Rauschender Beifall folgte diesen Worten.



Sein Ideal.

Der kleine David Spitz ging einsam und nachdenklich durch die einsamen und nachdenklichen Wege des Parkes. Es war Sonntag Nachmittag, fast schon Abend, und die kühle Oktoberluft scheuchte die Spaziergänger frühzeitig ins warme Heim oder in die heißen Restaurationen.

David Spitz kam vom Bahnhof. Er hatte seinen großen Freund, den Violinspieler Hans Sarto, an den Zug gebracht und wie immer, wenn er aus der Nähe dieses Mannes kam, mußte er sich erst in der Einsamkeit sammeln und seine Eindrücke verarbeiten, ehe er wieder mit anderen Menschen sprach.

David Spitz war Schneider, Mitinhaber eines eleganten ersten Hauses allerdings, aber doch eben ein schlichter bescheidener Geschäftsmann. Die Leute wunderten sich, wenn der kleine unansehnliche Jude jeden zweiten Satz mit den Worten anfing: Mein Freund, der berühmte Violinspieler Sarto. Aber es war keine Renommage, Hans Sarto würdigte David Spitz wirklich und in vollem Ernste seiner Freundschaft. Er duldete den Kleinen in seiner Nähe, er gab ihm Aufträge, er erlaubte ihm für seine Person zu arbeiten, und er ließ sich die bedingungslose, innige Anbetung des enthusiastischen Menschen lächelnd gefallen.

Und David Spitz bewunderte den gefeierten Künstler grenzenlos. Er hatte ihn schon angeschwärmt, als Hans Sarto in seiner Vaterstadt noch billige kleine Konzerte gab und froh war, wenn eine Lokalgröße in Wohltätigkeitsvorstellungen seine Lieder sang. Damals schon hatte David Spitz an ihn geglaubt, und wenn heute die größten Zeitungen Deutschlands spaltenlange Berichte über die Konzerte des „Geigekönigs“ brachten und jede neue Komposition raschen Absatz fand, so nickte David Spitz mit der selbstzufriedenen Miene des Entdeckers: Ich hab' ja immer gesagt, aus dem Hans wird was.

Besonders stolz aber war er darauf, daß der große Künstler keine Geheimnisse vor ihm hatte. Spitz kannte das Liebesleben seines Freundes bis in alle Einzelheiten, ja er wußte die Reihenfolge der Geliebten und ihre jeweilige Bedeutung für Sartos Leben fast besser wie dieser selbst.

Natürlich war Spitz jedesmal ebenso verliebt, ebenso entzückt, ebenso eroberungslustig wie sein Freund. Er teilte getreu dessen Gefühle bis zu dem Augenblick, da wieder einmal ein schöner Traum ausgeträumt war.

Dann trat sehr oft die harte Wirklichkeit an den getreuen Spitz heran. Er mußte Briefe und Bitten abwehren, er mußte die Verwünschungen und Zornesausbrüche mit anhören, die seinem Meister galten. Das waren unangenehme Stunden, aber auch sie erhöhten in David Spitz nur wieder die Bewunderung für sein angebetetes Ideal. Ach, es mußte doch wundervoll sein, so geliebt zu werden, in dieser Weise Herr zu sein über die Herzen und Seelen schöner und vornehmer Frauen.

David Spitz war noch nie von einer schönen und vornehmen Frau geliebt worden. Er selbst zuckte verächtlich die Achseln, wenn er an die kleinen Ladenmädchen dachte, die ihn mit ihrer bleichsüchtigen Aufmerksamkeit beglückten.

Was er in den langen Jahren seines Zusammenlebens mit Sarto sah, das war überall nur ein Spiel, ein Spiel um das Höchste. Die Frauen kamen und gingen in bunter Folge — im Grunde glichen sie sich alle.

Alle? In dem dämmerigen Lichte des schwindenden Oktoberabends sah David Spitz plötzlich ein Gesicht vor sich, ein ernstes, blaßes Gesicht, aus dem ihn große, graugrüne Augen trostlos ansahen und ein leise zitternder Mund vorwurfsvoll fragte: „Alle? Wirklich alle?“

David Spitz wußte, daß er noch vor kurzem dieses Gesicht gesehen und diesen wehen Ton gehört hatte. Er wußte auch plötzlich, daß es nur diese Erscheinung war, die ihn vom Bahnhof fort in den Park getrieben hatte.

Ja, sie war es gewesen. Erna Maria! Als er mit Sarto die Treppen zum Perron hinaufstieg, hatte er sie gesehen, halb verdeckt durch einen Pfeiler, wie sie mit weitgeöffneten Augen auf Sarto schaute. Nachher glaubte er, daß er sich getäuscht habe, denn sie war plötzlich verschwunden. Trotzdem teilte er seine Wahrnehmungen dem Freunde mit. Der aber zuckte nur die breiten Schultern: „Erna Maria? Unsinn, mein Lieber. Das würde sie gar nicht wagen. Ich habe ihr ausdrücklich verboten, auf den Bahnhof zu kommen. Wir haben bei ihr Abschied genommen, gestern schon. Sie weiß, daß ich für lange Zeit fortgehe, na, und sie war wirklich brav und vernünftig — alles, was wahr ist.“

„Ich glaube, sie hat Sie wirklich und ganz tief lieb“, sagte Spitz schüchtern.

Sarto zündete sich eine Zigarette an: „Ja, das glaube ich auch“ — er warf das Streichholz fort und zog befriedigt den feinen Tabakrauch ein — „sie war reizend, geistvoll, anmutig, voller Anpassung und — Rasse!“ Sein schöner Mund zeigte die kräftigen Zähne, in seine dunklen

Augen trat ein Lächeln, er reckte sich ein wenig in den Schultern. — David Spitz begriff wieder einmal, daß sich die Frauen blind in seinen Freund verliebten. Und über der Bewunderung für Hans Sarto hatte er Erna Maria vergessen.

Aber jetzt fiel sie ihm wieder ein und zugleich erfaßte ihn eine unbestimmte Angst um sie.

Er dachte daran, wie er sie zum ersten Male sah. Es war im April kurz vor Geschäftsschluß. Sarto kam auf einen Sprung in den Laden und machte eine Bestellung.

„Na, so bleiben Sie doch ein bißel“, sagte Spitz.

Aber Sarto schüttelte vielsagend den Kopf.

„Kann nicht — muß eine Dame begleiten. Wartet draußen. Wiedersehen nachher.“

Natürlich hatte ihn Spitz bis an die Türe begleitet und sich dann, wie er glaubte, sehr diskret die „Neue“ betrachtet.

Aber Erna Maria mußte doch die neugierig funkelnden Augen gesehen haben — sie streifte ihn mit einem raschen Blick und lächelte belustigt. Das stand ihrem klugen, stolzen Gesicht besonders gut.

„Donnerwetter“, dachte Spitz in neidloser Bewunderung, „hat dieser Mensch ein Glück. Nun ja, es ist eben Hans Sarto.“

Nach einiger Zeit lernte der kleine Schneider Erna Maria kennen. Er mußte fast so hoch zu ihr emporsehen wie zu seinem Freunde. Und das nicht nur körperlich. Von dieser Frau ging eine andere Wirkung aus, als Spitz sie gewohnt war. Ihre Bornehmheit lag nicht nur in der stolzen Haltung des Kopfes, in den sicheren Bewegungen der Dame aus guter Familie, sie lag wie ein feiner duftiger Schleier auf dem, was sie sprach und was sie tat. Es schien ganz unmöglich, daß Erna Maria jemals roh oder nur unfein werden konnte. Spitz sah, wie sie einmal unter einem brutalen Wort seines Freundes zusammenzuckte und sehr blaß wurde. Keine heftige Entgegnung, wie sie Spitz sonst in ähnlichen Fällen gehört hatte, keine Tränen — — nur ein sanftes schmerzliches Stillewerden.

Und da geschah etwas sehr Merkwürdiges. In dem kleinen, kritiklos anstaunenden, bedingungslos ergebenen Spitz regte sich eine leise Entrüstung, eine zaghafte Auflehnung gegen den Freund. Zum erstenmal in acht Jahren. Die Schale seiner Bewunderung neigte sich auf die Seite der Frau.

Am nächsten Tage freilich war das vergessen. Er sah Erna Maria und Sarto miteinander gehen wie zwei durchaus zusammengehörende Menschen. Das machte ihn sehr glücklich. Dabei fiel ihm auf, daß sich hier wohl ein Mann und ein Weib gefunden hatten, die für einander geschaffen waren zur reinsten Ergänzung ihrer Einzelart.

Zum erstenmal auch hörte er Sarto mit Achtung und Anerkennung von einem Weibe reden. Der nervöse Violinvirtuose war sehr empfindlich in der Wahl seines Begleiters. Selten machte es ihm jemand zu Dank. Aber wenn Erna Maria am Flügel saß, tadelte er niemals. Ihre Künstlernaturen verstanden sich ohne Wort und ein Zusammenspiel der beiden wirkte stets wie eine unlösliche Einheit. Auch sonst fand Sarto, der durchaus kein einseitiger Musiker war, Anregung, ja oft Belehrung bei seiner gründlich gebildeten, klugen Freundin. Das war ein neuer, noch nicht gekosteter Reiz im Leben des Mannes und fesselte ihn länger als gewöhnlich. Länger als gewöhnlich — ja — aber doch nur für kurze Zeit. Seine rastlose Natur verlangte schon wieder nach neuer Anregung, er wurde nachlässig, gereizt — und Erna Maria litt — —. David Spiz kannte diese Anzeichen der wechselnden Laune seines Freundes. Aber er konnte diesmal nicht mit einem Schauer wollüstig bewundernden Grauens dem Ende des Spiels zusehen. Die empörte Stimme sprach von neuem in seinem Herzen, eindringlicher — lauter. Er begann sich zu fürchten — — noch wußte er nicht vor wem, aber er hatte die Vorahnung eines großen Verlustes oder eines tiefen Schmerzes.

Ängstlich beobachtete er das langsame Fortschreiten des Verderbens. Die vielen Bilder Erna Marias waren bis auf eines verschwunden, Sarto hatte wieder Zeit für seine Bekannten und wenn man ihn abends zur Gesellschaft wünschte, so sagte er fast immer zu. Erna Maria sah der kleine Spiz in dieser Zeit gar nicht. Nach ihr zu fragen wagte er nicht mehr, als ihn Sarto einmal angefahren hatte: „Wie soll's ihr gehen — gut natürlich!“

Dann kam das Angebot einer großen Tournee durch England, acht Tage lang ein Jagen durch alle möglichen Geschäfte — Spiz kam kaum zu Atem — dann die Abreise. Elegant, lebensmutig, kraftvoll, sich der sicheren Siege im voraus freuend — unbekümmert um das, was er zurückließ — so stand Hans Sarto in der Türe seines Coupés erster Klasse und so winkte er, als sich der Zug in Bewegung setzte, noch lachend mit dem Taschentuch, dessen mühevoll-feines Monogramm eine Arbeit Erna Marias war.

Jetzt würde er wohl in dem behaglichen Speisewagen ein verspätetes Diner einnehmen und vielleicht schon einer lustigen Reisegefährtin über das Sektglas hinweg schöne Augen machen. Sein getreuer Spiz aber lief seit einer Stunde in den verschlungenen Wegen des Parkes umher und suchte nach einer Erklärung für seine seltsam unbehagliche Stimmung.

Bei seiner planlosen Wanderung war Spiz in einen verlorenen Winkel des großen Parkes geraten, dorthin, wo der schmal gewordene Weg am Ufer eines trägen Flusses entlang führte. Schwere, altmodische

Rähne lagen da vor Anker, die schläfrigen Wellen gluckten müde, ein matter Widerschein der untergegangenen Sonne lag auf dem trüben Wasser — — Nichts regte sich — nur manchmal ein totes Blatt, das sich vom Baume lösend unsicher zur Erde taumelte. Eine stumme Traurigkeit! Herbst!

Dem kleinen Schneider legte sich die ernste Stimmung schwer auf die Seele. Er hob die Füße vorsichtig, als fürchte er jemand im Schlafe zu stören.

Plötzlich stand er still, gebannt durch einen jähen Schrecken. Dort auf der Bank saß jemand — eine Frau — Erna Maria. Den einen Arm um die Lehne der Bank geschlungen, das Haupt zurückgelehnt an den Baumstamm, die linke Hand im Schoß, schlaff, wie ein weißes Blütenblatt auf schwarzem Grunde, so saß sie, ein lebloses Bild.

Mit laut pochendem Herzen schlich Spitz näher. Nun konnte er ihr Gesicht sehen, es war ohne Farbe, wie tot. Aber die Brust hob sich in gleichmäßigen ruhigen Atemzügen — sie schlief.

Wie ein Kind, dachte Spitz, wie ein müdegelaufenes, irregegangenes Kind, zusammengebrochen am Wege.

Wie kam sie hierher, war es ein Zufall? Nein, jetzt fiel es ihm ein. Daß er auch nicht gleich daran gedacht hatte. Natürlich mußte sie hierhin kommen, gerade hierhin.

Ein Sommertag erstand vor ihm, Ende Mai. Hans mußte verreisen und Erna Maria hatte ihm den Koffer gepackt. Auch Spitz war zu diesem Zwecke beordert worden. Nachher wurde Sarto abgerufen, der Koffer war fertig, Spitz und Erna Maria saßen zusammen und warteten auf Hans. Da hatte sie von ihm gesprochen. Und Spitz, der seinen Freund liebte und des Weibes Rede darum wie eine Offenbarung in sich aufnahm, wußte noch jedes Wort:

„Ich hab ihn so lieb“, sagte Erna Maria, „den Menschen, den Mann, den Künstler. Ich kann das gar nicht trennen. Wissen Sie, lieber Spitz, in bin sehr kritisch. Wer mich künstlerisch mitreißen will, der muß sehr, sehr groß sein. Aber es ist noch nicht lange her, da kam ich eines Abends zu Sarto. Er spielte — ich störte ihn nicht, sondern wartete, bis er sprechen wollte. Damit er mich gar nicht empfand, ging ich auf den Balkon. Nach fast einer Stunde rief er mich herein. Er hatte den Text einer alten spanischen Romanze komponiert. Das Sehnsuchtslied begrabener Liebe und Treue war da lebendig geworden. Es lockte, flehte, beschwor und sank dann wehmütvoll wieder in sich zusammen. Was der Dichter nur gestammelt hatte, das formte der Musiker in seiner reicheren Sprache.

Ich hörte das und verstand es gleich. Sarto saß am Klavier, noch erregt von der Arbeit, den Widerschein des schöpferischen Gelingens auf seinem Gesicht, eine so reine Freude in den Augen. Spitz, ich bin eine

sehr stolze Frau, aber in diesem Augenblick zog es mich nieder zu seinen Füßen. Ich habe vor ihm gekniet und seine Hände geküßt. Ich wäre in diesem Augenblick für ihn gestorben, wenn er es gewollt hätte.

Nachher sind wir dann zusammen in den Park gegangen, fern von den belebten Wegen, in den Winkel am Fluß. Dort haben wir auf einer Bank gefessen, dicht nebeneinander, er hat mich so fest im Arm gehalten, stumm, ganz stumm. Aber wir wußten ja, daß wir zueinander gehörten. Und ich wußte, daß ich alles opfern würde für ihn, daß mein ganzes Leben nur ein Dienen sein würde, ein Aufgehen in seiner Art. Gar keinen Schmerz habe ich dabei gehabt, auch gar keine Furcht. Ich fühlte nur, daß ich so am besten meine Erfüllung fand. Das war die schönste Stunde meines Lebens. Ich möchte über dieser Bank einen Tempel errichten, freilich einen Tempel, der ihm geweiht ist.“

So hatte Erna Maria geredet, vor fünf Monaten. Damals saß David Spitz ehrfurchtsvoll vor ihr, lauschte ihrer weichen, frohen Stimme, sah in ihr stolzes Gesicht und dachte, wie herrlich es doch sei, daß er, der kleine Schneider, so tief in das Leben der Großen im Geiste hineinschauen dürfe. Sehr unbedeutend und gering war er sich vorgekommen, wie ein niederer Diener der Gottheit Hans Sarto-Erna Maria. Aber freilich auch geweiht und hoch emporgehoben über die Kreise der Geschäftswelt, deren banale Genüsse ihm vierzehn Tage lang nur ein verächtliches Achselzucken ablockten.

Eine unruhige Sehnsucht war damals in ihm erwacht, ein Hadern mit dem Geschick, das ihn zum Schneider bestimmte und doch in seine Seele das Wollen nach anderem legte. Auch ein wenig Neid wühlte sich in seine Gedanken und trübte ihm den Genuß an dem strahlenden Lichte der sonst so bewunderten Kunstwelt.

Jetzt freilich war das vergessen. Der kleine Spitz sah plötzlich und erschreckend deutlich den nachtschwarzen Schatten, der dem glänzenden Lichte folgte. Er sah ihn auf Erna Marias schlafenden Zügen. Wie schmal war das hübsche Oval geworden, wie blaß das liebe Gesicht. Dunkle Ränder zogen sich um die Augen, feine Linien um Nase und Mund, wie sie nur das schmerzlichste Weinen gräbt. Und doch hatte Sarto einmal anerkennend gesagt: „Gott sei Dank, die heult einem wenigstens nichts vor.“ O nein, das tat sie gewiß nicht. Dazu hatte sie ja Zeit genug in den vielen einsamen Stunden fern von ihm.

Ob dieser Mann auch nur ein einziges Mal daran dachte, daß die Liebe eines solchen Weibes nicht nur Rechte gibt, sondern auch Pflichten auferlegt? Herzenspflichten, die nichts zu tun haben mit Gesetzbüchern und Moralkodex und die doch ihren festen Halt haben sollten im sittlichen Empfinden des Mannes.

Nein, daran dachte Hans Sarto nicht. Er fühlte sich als unantast-

bare Gottheit, der das Weib, jedes Weib, das er beehrte, das niedrigste oder höchste, zum Opfer dargebracht werden mußte. Es war Gnade genug, wenn er sich eine Weile daran freute. Und seine Bekannten klatschten Bravo, versuchten ihn nachzuahmen und empörten sich nur, wenn es ihnen nicht gelang.

David Spiz dachte daran, daß auch er bisher in neidvollem Entzücken Hans Sartos Liebespolitik angestaunt hatte.

Und plötzlich schämte er sich. Schämte sich angesichts dieser gebrochenen Bestiegen für den Sieger. Nein, es war kein Ruhm, Vertrauen zu täuschen, Selbstlosigkeit mit Egoismus zu vergelten, Edelsteine zu nehmen und wertlose Glasscherben zu geben. Es war kein Ruhm, einem Menschen den Glauben an Güte und Treue zu rauben, kein Ruhm, einen andern fürs ganze Leben bettelarm zu machen, nur um sich eine Stunde lang zu bereichern. Es war kein Ruhm, die reine hingebende Liebe eines Weibes anzunehmen, um seine Sinnlichkeit zu befriedigen und dann weiter zu gehen zu einer anderen, eine Seele zu zerstören, weil man des Leibes beehrte. Nein, das war kein Ruhm!

David Spiz stand mit gefalteten Händen vor Erna Maria. Er hätte vor ihr niederstürzen und ihre schmalen müden Füße küssen mögen — doch er fürchtete, ihren Schlaf zu stören, diesen einzigen Tröster, der ihr geblieben war. So hielt er nur Wache neben ihr, mit ängstlich behütenden Augen wie eine sorgende Mutter.

In dieser Stunde lernte David Spiz, was ihn weder sein Freund, noch das Leben bis jetzt gelehrt hatte: Die Ehrfurcht vor dem Weibe, die Ehrfurcht vor der Weibesliebe. Tief neigte er das Haupt und berührte in scheuer Andacht Erna Marias Hand.

Nach einer Weile regte sie sich. David Spiz trat rasch zur Seite in den Schatten der Bäume. Aber er konnte doch ihr Gesicht sehen, zuerst das Erstaunen, das sich nicht gleich Zurechtfinden, dann das Erkennen, das bitterwehe Erkennen.

Erna Maria schaute sich um. Der Blick hoffnungsloser Traurigkeit glitt auch über den kleinen Schneider, ohne ihn in Wahrheit zu sehen. Aber in David Spiz' Seele blieb er haften. Er haßte in diesem Augenblick die lachenden Siegeraugen seines Freundes.

Dann stand Erna Maria auf und ging mit langsam schleppenden Schritten von dannen. David Spiz folgte ihr, bis er sie in ihre Haustüre eintreten sah. Dann wandte er sich der Stadt und seiner einsamen Junggesellenwohnung zu.

Und während er durch das Gewühl der hellerleuchteten Straßen schritt, war ein lauter Jammer in ihm. Ein Jammer um das arme, gequälte Weib, ein Jammer um das gestürzte Ideal in seinem Herzen.

Und der war vielleicht der größere!! Irma Goeringer.